



Wer samstagvormittags über die Brückstraße geht, vorbei an den Klamottengeschäften und dem einen Laden an der Ecke, der immer für eine Überraschung gut ist, weil hier im ständigen Wechsel Döner, Crepes oder Bubbletea von immer anderen Betreibern verkauft werden – wer also hier entlanggeht, kommt auch am Dortmunder Konzerthaus vorbei. Mit seiner futuristischen Glasfront will das Gebäude nicht so recht in die Brückstraße passen. Durch die Scheiben sieht man einen Stuhlkreis; drumherum stehen 16 Erwachsene und trommeln mit hölzernen Drumsticks auf die Lehnen ihrer Stühle.

Von Sophie Schädel | Fotos: Daniel Sadrowski



„Ba da daa, ba da daa...“ –  
Matthew Robinson  
und Pete Moser  
machen „Community  
Music“ im Dortmunder  
Konzerthaus.





# Nachbarn auf der Bühne

Das Dortmunder  
Konzerthaus sucht Anschluss

Geht man hinein durch die gläsernen Doppeltüren, hört man das scharfe Klacken von Holz auf Holz, das die Luft im hohen Eingangsbereich erfüllt. Einer der Trommler ist besonders engagiert bei der Sache. Von den Zehen bis zur Kopfspitze wippt der ganze Körper zum Takt, als würde ihn der simple Rhythmus gleich vom Stuhl reißen und zum Tanzen zwingen. Jedes Klacken der Holzstäbe schickt eine Welle Energie durch den Mittfünfziger. Er juchzt laut, wenn ihm das Zusammenspiel besonders gut gefällt. Der da so engagiert wippt und jauchzt, ist Pete Moser, der die heutige Veranstaltung leitet.

Der Workshop ist einer von vielen Terminen, in denen sich die Gruppe auf ein Konzert vorbereitet. Doch auf der Bühne werden dann keine Profis stehen. „Community Music“ nennt sich das Projekt, mit dem das Konzerthaus seit Saisonbeginn alle ansprechen will, die Lust auf gemeinsames Musizieren haben. „Es ist egal, ob ihr musikalisch hochbegabt oder blutige Anfänger seid“, schreibt das Konzerthaus in seinem Aufruf. Und so haben sich an diesem Samstagvormittag auch wieder Leute mit den unterschiedlichsten musikalischen Hintergründen eingefunden – von der Berufspersonalistenin, deren geübte Hände mit weichen Bewegungen im Rhythmus mitgehen, bis hin zu einigen, die den Takt nicht gut halten können und nicht bemerken, wenn sie als einzige in die Stille einer Pause trommeln.

→





*„Der Wille, mitzumachen, ist hier enorm. Bei der ersten Session waren 50 Leute hier.“*



→

Doch hier geht es eben gerade nicht um ein musikalisch perfektes Endprodukt. Es geht um Spaß und darum, zusammenzukommen und gemeinsam etwas entstehen zu lassen. Pete Moser lässt darum zum nun schon etwas flüssiger laufenden Trommeln eine Klarinette spielen. „Ba da daa, ba da daa – mach einfach irgendwie sowas“, fordert er seinen Kollegen Matthew Robinson auf. Robinson leitet das Community Music Projekt. Der junge Mann mit den aschblonden Locken und dem Dreitagebart setzt seine Klarinette an und spielt eine serbische Folkloremelodie.

## Dortmund packt an

In England gibt es viele dieser Community Music Projekte. Dort ist es weit verbreitet, dass in Häusern wie diesem neben hochkarätigen Stars und Weltklasseorchestern auch die Menschen aus dem Viertel Raum für ihre Musik haben. Der Pressesprecher des Konzerthauses Jan Boecker spricht offen an, welche Überlegungen dazu geführt haben, die Idee kurzerhand nach Dortmund zu importieren. „Das Konzerthaus liegt mitten auf der Brückstraße. Viele gehen drumherum, aber nur die wenigsten hinein“, sagt er bedauernd. „Und wer es tut, kommt oft nicht aus dem Viertel.“ Mit Matthew Robinson haben sie nun einen Mann, der Menschen mitreißen kann und das ändern soll.

Robinson war selbst überrascht, wie schnell er die Menschen hier begeistern konnte. „Ich habe solche Projekte schon auf der ganzen Welt angefangen“, erzählt er und blickt stolz auf die Gruppe, die im Hintergrund fleißig weiter am Rhythmus feilt. „Oft macht man tagelang Werbung für den Auftakt. Dann sitzt man in einem leeren Raum und niemand kommt.“ In Dortmund hat er mit ähnlich wenig Rücklauf gerechnet, zumal das Konzept hier noch unbekannt war. Also zog er durch soziale Einrichtungen und stellte überall sein Projekt vor. Robinson scheint einen Nerv getroffen zu haben. „Der Wille, mitzumachen, ist hier enorm“, sagt er und lächelt ein bisschen ungläubig. „Bei der ersten Session waren 50 Leute hier.“ Woran das liegt, weiß er selbst nicht genau. Aber er spürt bei seinen Dortmunder Teilnehmern Lust, etwas gemeinsam anzupacken.

Robinson und Moser wirken zufrieden mit den Rhythmen, die sich die Gruppe trommelnd erarbeitet hat. Nun geht es weiter zum Gesang. „Equality“ – ein Wort, eine simple, zweistimmige Melodie. Einige singen noch recht zaghaft. Mosers und Robinsons Strategie: Die Teilnehmer bilden zwei Gruppen. Die beiden Leiter in der Mitte Rücken an Rücken, der Rest steht im Kreis um sie herum. Sie schauen konzentriert auf die Hände der beiden charismatischen Männer,



die für hohe Töne nach oben schnellen und sich, wenn die Teilnehmer tiefer singen sollen, wieder senken. Es entsteht erst ein harmonisches Summen, dann eine laute Kakophonie sich aneinander reibender Töne.

## Vertrauen braucht Zeit

Eine 60-Jährige mit stahlgrauem Kurzhaarschnitt und wachen Augen kommt ins Schwärmen. Ludgera Stadtbäumer ist von Anfang an dabei. „Mich fasziniert die Idee, mit Bürgern der Stadt Musik zu machen, ganz unabhängig von ihren musikalischen Fähigkeiten“, erklärt sie und strahlt. „Es geht nicht darum, dass wir alles richtig spielen, sondern um das Miteinander.“ Sie hat kein Lampenfieber, wenn sie an das Konzert denkt. „Die Leiter wissen, was sie machen, ich fühle mich gut aufgehoben. Und es klingt wirklich super!“ Sie nickt überzeugt.

Adelheid Seehoff, die vorhin mit so weichen Bewegungen getrommelt hat, pflichtet ihr bei. „Ich bin Perkussionistin in einer Klezmer-Band. Da spiele ich viel Jazz und wollte mich jetzt ins Klassische reinfuchsen.“ Was auffällt: Sie ist hier kein Einzelfall. Die Teilnehmenden wirken alle gut situiert. Bei vergangenen Workshops haben auch vereinzelt Anwohner

mitgemacht, aber heute ist niemand von ihnen gekommen. Dabei war Ziel des Projekts doch gerade der Austausch mit der Nachbarschaft und Menschen, die noch nicht oft in Berührung mit Beethoven oder dem Konzerthaus waren. Ist das gescheitert?

Matthew Robinson wiegt den Kopf. „Wir wollen das Viertel ansprechen. Aber das dauert. Wir müssen erst Vertrauen aufbauen“, erklärt er und gestikuliert nach draußen, wo sich auf der Brückstraße die ersten einen Burger zum Mittagessen holen. „Das Konzerthaus hat 15 Jahre nichts in dieser Richtung getan. Seien wir mal ehrlich: Ich glaube, die Leute, die hier wohnen, hassen es. Darum reicht es jetzt nicht, einfach zu sagen: ‚Kommt rein, es ist offen.‘“ Er will geduldig bleiben und ist mit der Gruppe trotzdem schon jetzt zufrieden. „Es geht darum, Teil einer Gemeinschaft zu sein und Freude zu haben. Das ist wundervoll! Es funktioniert, man sieht es in den Gesichtern.“

*„Es geht nicht darum, dass wir alles richtig spielen, sondern um das Miteinander.“*

